

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 43.

Montag, 20. Februar

1928.

(A. Fortsetzung.)

Das Forrnitpulver.

(Nachdruck verboten.)

Von Otto Schwerin.

Detectivroman aus dem Tagebuch des Dr. Lutz.

Seit nahezu zwanzig Jahren im Dienste der Polizei, war Fischer als einer der fähigsten Beamten der Frankfurter Kriminalabteilung geschätzt und stand unmittelbar vor der Beförderung zum Inspektor. Lutz schätzte ihn auch sehr, besonders wegen seines, trotz aller Energie stets gleichbleibenden höflichen und taktvollen Benehmens und seines lebenswürdigen, manchmal recht ironischen, aber niemals verletzenden Humors.

Hinter Fischer mit seinem etwas professorenhaften Äußeren, wozu sein langer, graumeliertes Vollbart und die goldene Brille wesentlich beitrugen, vermutete man kaum den tüchtigen Kriminalbeamten, der er tatsächlich war. Fischer war selbst ein Frankfurter Kind und daher mit den lokalen Verhältnissen der stark aufblühenden, verkehrsreichen Großstadt aufs genaueste vertraut.

Lutz hatte für seinen Kollegen in Amt und Würden eine große Sympathie gefaßt, die auf Gegenseitigkeit beruhte, denn Fischer, der frei von dem Dünkel der staatlich angestellten Kriminalisten war, die allzu häufig (manchmal ja auch nicht ganz grundlos) die sogenannten Privatdetektive nicht für voll und ernst ansehen, schätzte Karl Egons Fähigkeiten und kriminalistischen Scharfsinn sehr hoch ein, so hoch, daß er Lutz sehr oft um Rat und Meinung anging, was beides ihm Karl Egon nie vorenthielt, weil er im allgemeinen Wert darauf legte, sich mit den staatlichen Polizeiorganen auf einen möglichst guten Fuß zu stellen, und im besonderen Fischer aus Motiven persönlicher Freundschaft gern entgegenkam.

Bei unserem Eintritt war der Kommissar von seinem Stuhl aufgestanden und bot Karl Egon lächelnd und lächlich erregt die Hand.

„Das ist schön, Lutz, daß Sie so pünktlich gekommen sind. Danke Ihnen. — Ihren Assistenten Rochlitz haben Sie ja auch gleich mitgebracht. Wie geht es Ihnen, Herr Doktor?“

„Danke, ich bin zufrieden“, sagte ich, Fischer die Hand schüttelnd.

„Ich habe Sie hierhergebeten“, wandte sich Fischer nun an Lutz, „weil ich einen Fall habe, der Sie interessieren dürfte. Nicht, daß es sich um ein besonders schwieriges Problem handelt, im Gegenteil, der Fall als solcher ist sehr klar, nur zu klar; aber der Verbrecher, mit dem wir es zu tun haben, ist dermaßen gerieben — ein zweiter Vidocq —, daß ich tatsächlich Wert darauf legen würde, wenn Sie mir Ihre Unterstützung zukommen ließen.“

„Ich bin ganz Ohr“, sagte Lutz.

„Vor allem“, fuhr Fischer fort, „gestatten Sie, daß ich Ihnen hier Herrn Doktor Brunner aus Zürich vorstelle. Wollen die Herren, bitte, Platz nehmen. Herr Doktor Brunner, Sie erzählen vielleicht den Herren Doktor Lutz und Rochlitz nochmals in großen Umrissen Ihre Ergebnisse.“

Der junge, am Fenster sitzende Mann erhob sich bei den Worten des Kommissars und machte uns beiden eine leichte Verbeugung.

„Sie gestatten, daß ich mich wieder setze“, sagte er entschuldigend. „Ich bin noch etwas schwach auf den

Beinen.“ Dann fuhr er fort: „Herr Fischer vergaß, Ihnen zu bemerken, daß ich ein Kollege von ihm, und zwar Polizeikommissar in Zürich, bin. Ich habe schon viel von Ihnen gehört, Herr Doktor Lutz, und freue mich aufrichtig, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, wenn ich es auch, wie ich offen zugeben muß, vorgezogen hätte, Sie unter Umständen, die weniger beschämend für mich sind, kennen zu lernen.“ Er deutete bei den letzten Worten auf seinen rechten Arm, der in einer schwarzen Binde ruhte.

„Ich sehe nicht ein, Herr Doktor“, erwiderte Lutz höflich, „inwiefern ein Unglücksfall, denn um einen solchen handelt es sich doch wohl, für Sie beschämend sein könnte.“

„Na, warten Sie nur ab“, sagte Brunner mit einem etwas schmerzlichen Lächeln. „Wenn Sie hören, wie furchtbar ich hereingelegt wurde, werden Sie mich auslachen. Daß der Halunke, dem ich die Blamage verdanke, einer der geriebensten Gauner, wenn nicht der geriebenste überhaupt ist, der existiert, ändert an der Tatsache selbst, daß ich mich dumm, ja dumm angestellt habe, nicht das geringste. Aber ich will von vorne beginnen: Vor ungefähr drei Monaten wurden einer amtlichen Stelle in Bern Proben eines Sprengpulvers vorgelegt, das ein Schweizer Professor erfunden hatte und das von einer ganz erstaunlichen Wirkung sein sollte. Angestellte Versuche — es handelt sich, wie ich besonders betonen möchte, um ein Sprengmittel für industrielle Zwecke — ergaben, daß die Erfindung in der Tat die Wirkung des bereits bekannten Turpinit, Ekraft, Melnit und so weiter weit in den Schatten stellte und außerdem noch in der Herstellung bedeutend einfacher und billiger war.“

„Für militärische Zwecke war das Pulver wohl ungeeignet?“ warf Lutz fragend ein.

„In der vorliegenden Form allerdings. — Aber — und was ich Ihnen jetzt berichte, wollen Sie, bitte, als besonders diskret betrachten — ich tue es auch nur, weil es mir widerstrebt, Sie um Hilfe angehen zu müssen, ohne Sie vollständig mit der Angelegenheit bekannt zu machen. — Professor Forrnier, das ist der Name des Erfinders, hat auch Versuche mit einem Pulver unternommen, das militärischen Zwecken dienstbar gemacht werden sollte. Versuche, die allerdings damals noch nicht abgeschlossen waren, für die sich aber die Dienststelle, wo die Proben des Industriepulvers vorgelegt wurden, begreiflicherweise brennend interessierte.“

„Forrnit?“ warf Lutz ein.

„Ja wohl“, fuhr Brunner fort, „so wurde es genannt. Die Erfindung ist trotz strengster Geheimhaltung vor der Zeit bekannt geworden, sogar Sie als Privatperson haben, wie ich sehe, schon davon gehört.“

„Professor Forrnier beabsichtigte, das in seiner Wirkung geradezu furchtbare Pulver einzig und allein der Schweiz zu überlassen, nicht nur aus patriotischen Motiven allein, sondern auch von dem Gesichtspunkt ausgehend, daß die Schweiz als unbedeutender neutraler Kleinstaat wohl kaum in die Lage kommen würde, das Pulver in einem Krieg praktisch anzuwenden zu müssen,

ihrer damit versehenen Artillerie jedoch ein solches Übergewicht verleihen könnte, daß es wohl kaum eine Macht wagen würde, die Neutralität der Schweiz in einem kommenden Kriege zu verletzen.“

„Ist denn die Wirkung tatsächlich so furchtbar?“ fragte Luz.

„Ich selbst kann natürlich kein persönliches Urteil fällen, aber ein mir bekannter Artillerieoffizier äußerte sich dahingehend: Drei bis vier in den Sanct-Gothard-Forts aufgestellte Batterien mit Forrnitmunition würden — Na, meine Herren, ich glaube, es ist besser, sich nicht auf das Gebiet der Politik zu verirren, ich fahre lieber in meinem Bericht fort.“

Wie ich schon vorhin bemerkte, blieb die Erfindung des Professors Forrner nicht geheim. Es wurden ihm von verschiedenen Seiten die glänzendsten Anerbietungen gemacht, sein Pulver zu verkaufen, besonders eine Großmacht, deren Namen ich nicht nennen will — wie ich aus Ihrem maliziösen Lächeln sehe, Herr Doktor Luz, vermuten Sie wahrscheinlich schon den Richtigen —, wollte nicht locker lassen, und Forrner hätte eine Riesensumme Geldes verdienen können, wenn er weniger standhaft gewesen wäre. Aber er ließ sich nicht umstimmen, und eines Tages wurde daher der Versuch gemacht, ihm die Pläne des Pulvers durch einen Diebstahl zu entwinden.

Es versteht sich von selbst, daß seitens unserer Polizei das Menschenmögliche versucht wurde, des oder der Diebe habhaft zu werden. Der Verdacht lenkte sich auf einen gewissen Herming, der als skrupelloser politischer Agent unserer Polizei längst bekannt war. Er konnte jedoch bei seiner Vernehmung einwandfrei nachweisen, daß er am Tage des Diebstahls überhaupt nicht in Bern gewesen war.“

„Bardon“, warf Luz ein, „wissen Sie, welche Nationalität dieser Herming besitzt?“

„Nicht einwandfrei, Herr Doktor. Soweit uns bekannt, ist er geborener Russe. Er soll bei dem Attentat auf den Großfürsten Michael Georgewitsch mitbeteiligt gewesen und damals mit falschen Papieren mit knapper Not über die deutsche Grenze entkommen sein. Der Paß lautete auf den Namen Doktor Franz Fischer. Nun, und das ist der tragikomische Abschnitt in Hermings Geschichte, stellten die deutschen Behörden fest, daß dieser Fischer seiner Dienstpflicht noch nicht genügt hatte, und Herming war vor die Alternative gestellt, entweder sein Infognito zu lästern oder seine zwei Jahre abzu dienen. Er zog das letztere vor und war, das ist einwandfrei festgestellt, in Straßburg zwei Jahre Soldat.“

„Einen Moment“, warf Luz ein, „wissen Sie vielleicht wann?“

„Zwisch, von 1903 bis 1905.“

„Ausgezeichnet!“ rief Luz aus. „Ihre Erzählung interessiert mich ungemein. Bitte, fahren Sie fort. Wissen Sie vielleicht, wohin sich Herming nach seiner Dienstzeit in Deutschland gewandt hat?“

„Nein, nun kommt eine große Lücke in unseren Ermittlungen. Das einzige, was noch mit ziemlicher Bestimmtheit festgestellt werden konnte, ist, daß Herming im Jahre 1909, von Südfrankreich kommend, in der Schweiz aufgetaucht ist.“

„Wie alt ist Ihr Herming?“

„Vielleicht: Mitte der Dreißig.“

„Sehr gut. Weiter.“

„Mir scheint, Sie kennen ihn auch?“

„Ja, mir scheint es auch so“, antwortete Luz lakonisch, „aber fahren Sie, bitte, fort.“

Inzwischen kam die Zeit heran, die sich der deutsche Kaiser zum Besuch der Schweiz ausersehen hatte. Ich versichere Sie, meine Herren, daß wir von der Polizei diesem Besuch mit sehr gemischten Gefühlen entgegen gesehen haben, die Wochen vor der Ankunft Kaiser Wilhelms waren bei Gott keine Ruhetage für uns. Unter einer Menge anderer zweifelhafter Persönlichkeiten, die die Sicherheit des besonderen Gastes eventuell hätten gefährden können und daher über die Zeit der Besuchstage in Haft genommen wurden, befand sich auch Herming. Diese wenigen Tage benutzte Professor Forrner, um die Schweiz in aller Stille zu verlassen und

seine Versuche in Frankfurt am Main, wo er früher eine Zeitlang gelebt hatte, zum Abschluß zu bringen.

Aus der Haft entlassen, wurde Herming natürlich aufs genaueste beobachtet, und die Polizei ermittelte, daß er sich mit der Absicht trug, gleichfalls nach Frankfurt am Main zu reisen, denn den gegenwärtigen Aufenthalt Forrners hatte er natürlich bald heraus. Was nun tun? — Forrner eine Warnung zukommen lassen, hätte den alten Mann nur unnötig in Aufregung versetzt, ohne ihm nützen zu können. Die hiesige Polizeibehörde informieren? — Auch das sollte vorerst aus leichtverständlichen Gründen, vermieden werden. Es wurde daher beschlossen, einen Beamten nach Deutschland zu senden, der, ohne von Herming gekannt zu sein, ihn selbst genau kannte, und der ihn nicht aus den Augen lassen sollte.

Da ich seit vier Jahren in der politischen Abteilung beschäftigt bin und Herming häufig gesehen hatte, fiel die Wahl auf mich. Die Mitnahme eines zweiten Beamten, die mir angeboten wurde, schlug ich dummerweise aus.

(Fortsetzung folgt.)

Brüderchen weiß Bescheid.

Der Erwin muß mit Brüderchen und Bonne Spazierengeh'n; das ist ihm keine Wonne!

Man denke, er ist dreizehn! unerhört!

Die ganze Tertia ist darob empört!

Doch tröstend läßt sich Brüderlein vernehmen:

„Du brauchst dich ganz gewiß nicht drum zu schämen!“

Ich hab' sogar Soldaten selbst geseh'n

Mit Stubenmädchen schon spazierengeh'n!“

Lore Lew

Glänzende Gelegenheiten für Brautpaare.

Von Peter Robinson.

Eine Gesellschaft von drei Personen betritt die Verkaufs- und Ausstellungsräume der Möbelfabrik von Albert Fint und Stieffohn. Gesellschaften von drei Personen tauchen in Möbelhandlungen öfter auf und werden dort auch am liebsten gesehen, da sie ein ordentliches Geschäft mit einem Schlage versprechen, nämlich den Verkauf einer ganzen Wohnungseinrichtung. Denn es handelt sich bei solcher Gesellschaft immer um Braut, Bräutigam und zukünftige Schwiegermutter. Im vorliegenden Falle ist die Brautmutter eine streng blickende Dame, was ihr nicht gut steht, da einige Sanftmut ihren Zügen nur vorteilhaft sein und ein wenig aufhellen könnte; sie mag fünfzig Jahre alt sein. Die Braut ist zwanzig Jahre jünger, nicht ganz unschön und demütig unter der harten mütterlichen Herrschaft, nach deren Beendigung sie aber wohl die tyrannischen Launen des befreiten Sklaven zeigen wird. Der Bräutigam ist auch demütig, scheint es aber bleiben zu wollen und Fatalist zu sein, der an die unentrinnbare Gewalt des Schicksals glaubt. Er hat einen blonden Vollbart, an dem anscheinend die Motten geknabbert haben.

Diese drei Personen betreten also die Räume der Möbelfabrik von Albert Fint und Stieffohn und werden von Herrn Stüker empfangen, dem ersten Verkäufer. Herr Stüker lächelt lebenswürdig, aber dieses Lächeln ist eine Larve, denn eigentlich ist er in der schauderhaftesten Laune; er möchte am liebsten alle Möbel zerhacken und die Trümmer als Brennholz an arme Leute verschenken. Herrn Stüker ist nämlich heute von Albert Fint und Stieffohn gekündigt worden, weil wegen schlechten Geschäftsgangs das Personal verringert werden soll; der Stieffohn hat das Kündigen besorgt. Er hat es in keiner besonders netten Form gemacht; wenigstens hätte er sein Bedauern über die harte Notwendigkeit aussprechen und Herrn Stüker seiner Sympathie versichern können. Dann wäre Herr Stüker jetzt nicht ganz so böse.

Die zukünftige Schwiegermutter des Herrn mit dem blonden, anscheinend von den Motten zerknabberten Vollbart gibt nun als Sprecherin der Gesellschaft deren Wünsche kund.

„Ah, Zimmereinrichtungen, unter Umständen eine ganze Wohnungseinrichtung“, sagt Herr Stüker mit seinem larvenhaften Lächeln. „Da kommen die Herrschaften gerade recht; es bieten sich augenblicklich bei uns ganz vorzügliche Gelegenheiten. Wir haben nämlich einige Zimmereinrichtungen auf Bestellung gearbeitet, aber dann sind wir damit eben aedlieben. Das passiert so häufig in unserer Branche.“

Die Makrelen.

Von Joh. Jos. Ruhwidel.

Am Leuchtturm, der seine rotweißen Mauerringe in spitzer Nadel über Meer und Düne reckt, hatten die frisch zugewanderten Makrelen in diesem Sommer ihre Wassergründe aufgesucht, um sich hier von kleinen Spalttrebsen, kleinen Fischen, an denen an dieser Stelle das Meerwasser reich war, zu nähren und die tiefen, grünen Gründe abzusuchen.

An diesem leuchtenden Sonnenmorgen, der sein blumenblaues Zell mit goldenen Pfosten auf den glitzernden, schäumenden Wassern aufgerichtet hatte, standen sie zwei See-meilen vor dem Leuchtturm, schon gesättigt und der Sonne zuschauend, die auf der wogenden Fläche ihre blauen und lilanen Farben unerschöpflich wie auf einer mächtigen Palette mischte. Ihr feines Kleid aus leichten, weißen Wellenfalten aufwie die sanfte Brise, und ihre goldenen Haare bewegte sie gleichfalls, das schimmernde und gleißende Bahnen von Licht über das dünnende Meer liefen.

Die Makrelen lagen in einer großen Wolke von Leibern ruhig und friedlich dicht an der Oberfläche des Wassers. Die Möwen, die mit ausgebreiteten weißen Schwingen über ihnen durch die tragende Luft ruderten, sahen sie in zierlichen, groben Projektionen dort unten verammelt. Die grüne und schwarze Rückenzeichnung der schönen Fische fiel in ihre scharfen Augen, jenes entzündende Marmorgeäder, das von schleifladgrünen und laticfarbenen Keilen und Streifen unterbrochen wurde. Die vergrauten Augen der Makrelen äugten sorglos und ohne Furcht zu ihnen hinauf. Manchmal, wenn eine Makrele sich wendete und spielend durch das Wasser trudelte, glänzte die silberweiße Bauchfläche, übersprüht von rosafarbenen, kupfernen und grünlichen Blitzen, wie ein kostbares, Bewegung gewordenes Kleinod weithin durch das Wasser.

Rana, eine zweijährige Makrele, stieg Lim, ihren Genossen an, „Lak uns ein bißchen nach Süden schwimmen!“ sagte sie in der für Menschenohren nicht vernehmbaren Sprache der Fische.

Lim wandte den schönen Kopf nach ihr um, der von einem wunderbaren, hellen Silber, das hinter den Augen zarte Goldplatten ersehten, rundum, mit Ausnahme der dunkel gefärbten Stirn, geplattet war.

„Weißt du auch, ob dort keine Sechste sind?“ fragte er mit einer entzündenden, anmutigen Wendung des edlen Kopfes.

„Trauba und Gilli, die gestern dort waren, sagten nein.“ „Den beiden traue ich nicht, was Beobachtungsgabe anbelangt,“ erwiderte Lim. „Voriges Jahr, als wir im Dersund waren, sagte sie mir auch dasselbe, und als wir dann losschwammen, kamen wir bloß zu viert zurück. Die andern hatten die Sechste geholt. Und beinahe wäre ich auch nicht mehr zurückgekommen.“ Er wies auf eine lange Narbe auf seinem Rücken, die die Zähne eines gierigen, hungrigen Sechtes geschnitten hatten.

„Dann schwimme ich allein,“ sagte Rana. „Wenn du mich nicht gern hast, mußt du eben hier bleiben. Es wird schon ein anderer mitgehen.“

Das wollte Lim doch nicht auf sich nehmen. Rana war so fein und zierlich, und einen anderen an ihrer Seite zu sehen, schmerzte ihn schon in Gedanken.

Sie schwammen los, nachdem sie vorher den anderen Makrelen Bescheid gesagt hatten. Die Führermakrele hatte nichts dagegen einzuwenden. Nach ihren bisherigen Erfahrungen waren die jetzigen Gewässer ziemlich sicher für sie.

Nebeneinander schwammen sie an der Oberfläche durch das warme Wasser, das in kleinen blauen Hügelkuppen nach Hügelkuppen sich über sie wölbte, wie aufgebläht, wie kleine, winzige blaue Segelchen unendlich dahinwandernd vor dem bläulenden Munde des Meerwindes, schwallend und bedeckt mit Schaumrosen.

Dann schlüpfen sie auch tiefer und huschten geschmeidig durch die Algenwälder, sagten den Schneden und trinkenden Muscheln Tageszeit, lachten über Taschentreibe, die sich bei ihrem Nahen schnell mit allen acht Füßen bis an den Kopf im bräunlichen Sande versteckten, stießen fette, junge Aale an, die nur mit dem flachen, langmauligen Kopf aus ihren Sandverstecken hervorguckten mit spähhaft kleinen, treuen Auglein.

„Sagt, sind hier Sechste?“ fragten sie wechselseitig, um sich über das Vorhandensein ihres Erbfeindes zu vergewissern. „Wir haben noch keine gesehen von diesen Wassenfressern,“ erwiderten sie der Reihe nach den beiden Makrelen. „Aber auf der Oberfläche, da sitzt manchmal so ein großes Raubtier mit rotem oder weißem Gesicht und zwei langen Tastern, das unter sich etwas hat, was immer oben auf dem Wasser schwimmt. Und dann liegt es den ganzen Tag oben auf dem Wasser und läßt lange Fäden ins Wasser hinabhängen.“ ergänzten sie ihren Bericht.

Und es ist ja auch ganz begreiflich. Eine Verlobung ist geschlossen worden, nicht wahr? Alles scheint in schönster Ordnung, die Hochzeit steht bevor, die Möbel sind bestellt — da geht die Geschichte auf einmal wieder auseinander. Es hat nicht sollen sein. Das kommt in den meisten Familien vor.“

Der Bräutigam scheint sich zu wundern, daß so etwas sich ereignen kann. Die Braut fühlt sich ein bißchen unbehaglich, ihre Mutter aber denkt an die möglichen billigen Gelegenheitskäufe und will darüber unterrichtet werden.

„Sehr wohl“, sagt Herr Stüker. „Wenn ich die Herrschaften bitten darf, — Vorsicht: Stufe! Da wäre zunächst hier ein ganz reizendes Schlafzimmer. Wirklich ein entzündendes Nestchen, nicht wahr? Rirschbaum. Wurde vor einem Vierteljahr von einem Brautpaar bestellt. Der Herr hat die Entwürfe selber geliefert, er ist Künstler. Nicht wahr: man merkt, daß mit Liebe daran gearbeitet ist. Leider haben sich die Herrschaften dann entschlossen, den Gedanken an eine Verbindung wieder aufzugeben. Man versteht: der Bräutigam ist Künstler. Er scheute wohl doch die Gebundenheit der Ehe, er wollte seine goldene Freiheit nicht aufgeben.“

Der Bräutigam seufzt und scheint zu bedauern, daß er nicht auch Künstler sei. Die Braut schüttelt den Kopf. Die Mutter ist unzufrieden mit Herrn Stüker, aber zufrieden mit dem Preise, den er für das Schlafzimmer nennt. Sie will mehr sehen.

„Wenn ich bitten darf!“ ladet Herr Stüker ein, dessen Lächeln etwas grimassenhaft wird. „Bitte, sich nicht an der Konsole zu stoßen! — Hier ein sehr schönes Speisezimmer. Durchweg Eiche, solideste Arbeit. Das Brautpaar, das es bestellt hat, machte auch einen sehr soliden Eindruck. Der Herr, ein Beamter in sehr guter Position. Ich glaube, die Lösung des Verhältnisses erfolgte von seiner Seite. Er hat es sich wohl doch überlegt und Angst bekommen. Nicht schön von ihm, aber begreiflich, nicht wahr? Der Mann hat doch sein gutes Gehalt — warum soll er sich die Sorgen für einen Haushalt aufladen! Das bißchen Zulage für Frau und Kinder macht doch den Kohl nicht fett. Eine Familie kostet Geld, nicht wahr? Ganz infames Geld. Da kann der Mann vor der Zeit müde werden. Und wenn er dann in Pension geht, dann sind die Söhne am Ende noch nicht so weit, daß sie für sich selber sorgen können. Dann sollen noch Zuschüsse für das Studium her und alles solche Sachen. Vor solcher Aussicht kann ja dem Manne angst und bange werden.“

Der Bräutigam wühlt in seinem zerknabberten Bart, was auf inneren Aufruhr psychischer Natur deutet. Die Braut zuckt empört die Achseln. Die Mutter sieht aus, als wollte sie Herrn Stüker verhaßen, wird aber beruhigt, als er erklärt, die Speiszeimereinrichtung könnte, da bei Rückgängigmachung der Bestellung ein Abstandsgeld gezahlt worden sei, geradezu spottbillig abgelassen werden. Sie möchte noch so etwas Billiges sehen.

„Da habe ich noch eine glänzende Gelegenheit“, sagt Herr Stüker, unentwegt lächelnd. „Hier um die Ecke, bitte! Ein wunderbares Wohnzimmer, nicht wahr? Von hervorragender Eleganz. Die Herrschaften, die es bestellt haben, waren auch sehr elegant. Die Dame allerdings schon etwas altlich. Aus diesem Grunde ist dann auch die Verlobung zurückgegangen. Der Herr kam selber zu mir, wegen Zurücknahme der Bestellung zu verhandeln. Er hat mir die Sache erzählt. War mir eigentlich ein bißchen peinlich. Ich müßte ja ein Esel sein, wenn ich mich da verkaufte, hat er gesagt. Haben Sie meine Braut gesehen? In zehn Jahren ist sie 40, und ich bin dann 37, hat er gesagt. Das ist doch kein richtiges Verhältnis, da muß es ja Krach geben. Überhaupt: ich sollte ja jetzt schon als Bräutigam unter dem Pantoffel stehen — hat er gesagt. Das wäre ja ein ewiger Krieg geworden. Da hätte mir alle Kriegsschädigung nichts genützt. Damit meinte der Herr die Mitgift. Etwas unartig ausgedrückt, nicht wahr? Aber zu verstehen ist so was. Wohl dem, der das noch beizeiten einsieht. Aber das Wohnzimmer ist doch entzündend, nicht wahr? Ein kleines Paradies. Wir könnten es, Barzahlung vorausgesetzt.“

Aber da unterbricht der Bräutigam Herrn Stüker. „Nein, das Wohnzimmer gefalle ihm nicht, sagt er. Das Speisezimmer wäre auch nicht ganz nach seinem Geschmack, und das Schlafzimmer wäre vielleicht auch nicht das Richtige. Er müsse sich das erst nochmal überlegen. Aber er danke für die gehabte Mühe.“

Und damit marschieren er ab, mutig, entschlossen, energisch, und die Braut muß ihm folgen, ohne Mut, ohne Entschlossenheit, ohne Energie, aber einen für alle diese Eigenschaften Erschöpfenden Blick auf ihre Mutter werfend. Diese bleibt noch einen Augenblick bei Herrn Stüker stehen. „Sie sind ja ein ganz infamer Esel!“ zischt sie ihn an, „ich werde wiederkommen und mich bei Ihrem Chef über Sie beschweren.“

Herr Stüker verbeugt sich und lächelt. Und dieses Lächeln ist keine Larve mehr, sondern ganz echt. Aber lebenswürdig ist es nicht.

„Was sind denn das für Fäden?“ fragte Lim misstrauisch und argwöhnisch.

„Ja, was sind das für Fäden! Wir wissen es nicht,“ sagten ein paar Taschentücher abwehrend, an denen sie zuletzt vorbeigeschossen. „Es sind halt Fäden, mehr wissen wir auch nicht. Essen kann man sie nicht, soviel haben wir festgestellt.“

Sie schossen weiter an den Uferwäldern, flüchtenden Krebsen und faulen Algen vorbei und entsetzten diesen wie zwei silberne Striche, die sich fern im Wasser vorwärts bewegten. Sie düschten sich in eine Bucht hinein, die von grünen Buchenwäldern umgeben war, vor denen an einzelnen Stellen strohgedeckte, ziegelrothgedachte Häuser und Villen lagen.

„Was ist das?“ fragte Lim wieder argwöhnisch, der mit seinen bühenden Augen diese neuartigen Farbenfleck und edigen Gebilde vor den Wäldern betrachtete und innehielt in der Fahrt.

„Lass es doch sein, was es will,“ entgegnete Rana. „Sehe sie es bestimmt nicht.“

Eine gläsern schimmernde Ohrenqualle schob sich in ihrer großen Glode an ihnen vorbei. Ihr lila Glodenrand zitterte unter der Anstrengung des Schwimmens, und an der Spitze der Glode wimmelte es in den vier kreisrunden Nagen des geträgigen Geschöpfes, die von derselben Farbe waren, von Hunderten von winzigen Spaltkrebsen. Mit schludendem, saugendem Stengelrunde, der weit ins Wasser hinabhing, blinzelte sie gutmütig, ohne in ihrem unablässigen Fressen einzuhalten, zu Rana und Lim hinüber.

„Habt ihr's aber eilig so früh am Morgen!“ quakte sie ihnen mit ihrer fett klingenden Stimme zu. „Ich liebe mehr die Ruhe. Jede Stunde hundert Meter Schwimmstrecke...“ „Weil du nicht schneller vorwärts kannst,“ erwiderten ihr Rana und Lim lachend.

„Jedenfalls wird man did und fett dabel und erreicht ein hohes Alter,“ gab die Ohrenqualle überlegen zur Antwort.

Aber dann, mit einem Male erblickten sie oben auf dem Wasser das von den Algen und Krebsen und Muscheln besetzte Raubtier, das auf und in etwas schwamm und gar nicht unterging. Es hielt eine Reihe von Schnüren in den zwei langen Tastern und schaute immerzu wie zu Stein geworden in das Wasser.

„Machen wir einen großen Bogen!“ riet Lim und drängte Rana zur Seite. Er ging allem Unbekannten gern aus dem Wege und hielt sich an die Weisheit seiner bisherigen Erfahrung.

„Ach, sieh doch, welch leeres Fischchen! Das muß ich verpeissen,“ rief Rana auf einmal und stierte wie gebannt geradeaus, wo in zwanzig Meter Entfernung ein kleiner Fisch lebhaft im Wasser baumelte. Daß er an einem Faden vom Boot oben herab hing, sah sie gar nicht. Ihr einfacher Appetit machte sie blind, während Lim glaubte, einen Faden zu sehen. Aber sein Appetit erwachte auch schon und trübte ihm den klaren Blick.

Rana sagte eifrig zu ihm: „Wollen sehen, wer ihn erhascht. Ob du oder ich?“

„Nein, laß —!“ mahnte Lim besorgt. „— ob du oder ich?“ Und sie schob blindlings auf den Faden an der Angel zu.

Ein schriller Wehgeschrei ließ den zurückgebliebenen Lim erstarren. Er sah die schöne, anmutige Rana festgebann an einer Stelle, und Blut tropfte ihr aus dem zerrissenen Mund, den sie loszureißen versuchte.

Er wagte nicht näher zu kommen. Doch die schmerzlichen Schreie (Fische sind nur für Menschen stumm) trieben ihn in ihre Nähe und er stieß mit dem Kopf gegen die Schnur, und als dies nichts half, gegen Ranas Körper, der immer heftiger im durchsichtig grünen Wasser schmerzverkrümmt sich bog. Ranas Mund wurde ganz blutig, und Lim selbst wußte vor Zorn und Mitleid nicht ein noch aus.

Ein Rud von oben, wo der Schatten des seltsamen Raubtiers sich über das Wasser beugte, brachte Rana und die Schnur langsam und unwiderstehlich nach aufwärts. Rana hing wie ein silbernes züngelnder Blitz an dem Angelhaken, der tief in ihrem Schlunde lag und widerstrebte unter traurigem Schreien ihrem furchtbaren Los, das ihr ahnte.

„Lim, lebewohl, ach — —!“ Aber die weiteren Worte verhallten schon, denn das Raubtier, oben zog in diesem Augenblick den Angelhaken aus dem Wasser, und Rana war jenseits des lebenspendenden Bereichs, wohin Lim nicht folgen konnte. In einem furchtbaren Schmerz sah er noch, wie das seltsame, schreckliche Wesen oben Rana mit dem Kopf gegen die Schale schlug, in der es selbst lag, und die tote Rana in das Innere der Schale warf.

Mit einem kläglich, nur den Meerestieren vernehmlichen Wimmern suchte der arme Lim zu seinem Fischbock zurück.

„Rotflügel“ sucht seine Wunderblume.

Von Paul Cipperr.

Als Rotflügel im dritten Sommer seines Lebens aus dem elterlichen Tilly schlüpfte, indem er am geloderten Holzpfloß unter dem ledernen Zeltdach ins Freie kroch, — da alühte die Prärie mit tausend wilden Blumen.

Der kleine Indianerhuh hatte den guten Winter über in der Ede des Bohnzeltes unter weichen Fellkissen liegen müssen, während „die rote Wolke“, sein Vater, Pfeife schmauchend, an glühenden Perstidereien arbeitete und Mutter Maria den ewig brodelnden Kochtopf wechselweise füllte und leerte. Die Eltern kümmerten sich in dieser langen Wintermonaten wenig um Rotflügel; seine Mutter hatte kaum Zeit, ihn zu waschen, sie mußte dem Vater helfen, Glasperlen aufzufadeln und Lederstücke mit bunten Farben anzumalen.

Man schrieb das Jahr 1928, und nur so ist es verständlich, daß der Siouxindianer „Rote Wolke“ statt auf Büffel zu jagen bei seiner Sqaw am Feuer lauert. Er lebt ja im staatlich geschützten Reservat-Territorium; der Indianer-Kommissar im „Weißen Haus“ zu Washington nimmt ihm alle Mühe ab und alle Lebensnöte.

Aus kühnen Kriegerern wurden so wohlbehütete Karitäten. Aber in „Rotflügel“ flammte noch einmal das alte Blut der Sioux auf, die Wandersehnsucht und die Entdeckerfreude. Der noch nicht dreijährige Bursche, dreißig vom Winter, versuchte erst einen Flankenangriff auf die Milchziege, versorgte dann eine Miene, als ihn das im Fressen gestörte Tier zu Boden bogte, und tappelte dann, fast im Gras ertrinkend, durch die Savanne.

Ein Käfer summte um seine kleine Nase und der Wind blies die langen Haare durcheinander, die einst ein kühner Skalp zu werden versprochen. Mit seinen diden Spießfingern riß Rotflügel da und dort eine Blume ab, warf sie aber schnell wieder weg, weil er vor sich eine noch viel schönere sah.

Und endlich entdeckte er die Wunderblume, die unerreichte! Woher soll der kleine Indianerknabe auch wissen, daß es ein ganz schlichtes Gänseblümchen gewesen ist, auf dem ein bunt leuchtender Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln lag. Kaum, daß er auf Reichweite herantrat, flog der eine Teil der Blume, nämlich der Schmetterling, in die Luft; das Wunder entwand, und weiter draußen in der Prärie tauchte eine neue Wunderblume auf. Der Schmetterling hatte sich nämlich auf ein ferner stehendes Gänseblümchen gesetzt.

Am Abend fand Rotflügels Vater den Kleinen eingeschlafen weitab vom Zelt, fast am Ufer des Flusses. Die Eltern waren schon sehr in Sorge gewesen, denn der Junge gehörte ja mit zu der Truppe, die am andern Morgen sieben Tage lang mit dem Schnellzug nach New York und dann auf einem großen Dampfer nach Europa reiste. Der Indianer-Kommissar der Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte Hans Stosch-Sarrasani erlaubt, dreißig Siouxindianer einige Monate lang in seinem Zirkus durch Deutschland zu führen.

So kam es, daß Rotflügel, der dreijährige Indianerknabe, in Berlin seinen Aufstiegs ab. Aber seine Eltern hatten große Sorgen mit dem Kind. Sie brauchten nur einen Augenblick wegzusehen, dann war Rotflügel verschwunden. Man fand ihn wechselweise im Elefantenstall, bei den Ponys, mal in der Garderobe der chinesischen Gaukler, öfters bei den zierlichen Indianerpferden und den starkknochigen Raubtieren. Und immer kroch er irgendwo herum, verschmierte sich sein pausbäckiges Kindergesichtchen und blickte von unten her lachend vor sich hin.

In die Manege wurde er nicht mitgenommen; er weinte zwar darüber, wenn er mit dem Wächter allein im Lager bleiben mußte, während die großen Krieger laut schreiend ihre Pferde tummelten; aber der Häuptling wollte es so.

Das Weinen schlüpfte den Kleinen endlich ein, und diese Gelegenheit benutzte einmal der Wächter, um „nach Feuerwasser zu gehen“. Als die „Rote Wolke“ vom Aufritt ins Zelt zurückkam, war Rotflügels Lager leer. Lange blieb alles Suchen an diesem Abend ohne Erfolg. Große Aufregung — schon wollte man dem Direktor Meldung erstatten.

Da — wer traut seinen Augen — fand der Combow-General den kleinen Knirps in einer Parterteloge wieder, draußen im Zuschauerraum. Er sah auf den Knien einer wunderschönen weißen Frau; seine Haare waren zerzaust, aber ein glückseliges Strahlen leuchtete aus seinen Augen. Die Finger spielten alle zehn mit einer purpurleuchtenden Stoffrose an der Schulter der mondänen Dame.

Rotflügel hatte endlich seine Wunderblume gefunden, denn auf der Nase zitterte, aus altherndem Glas, — der Schmetterling.